

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 6. Februar 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Rheinau.

(Fortsetzung.)

In frühester Morgenstunde traf Walter in Ketterford ein und verließ eiligen Schrittes, von einer unbestimmten Vorahnung getrieben, den Bahnhof. Als er des Hauses ansichtig wurde, das Frau Gardner seit dem Tode ihres Mannes bewohnte, bemerkte er Anzeichen einer gewissen Verfallung, die ihn erschreckten. Trotz des Dämmerlichtes brannte in mehreren Zimmern Licht, und eine Frau, die ganz das Aussehen einer Wärterin hatte, verließ gerade das Haus. Walter wandte sich mit der Frage an diese: „Können Sie mir sagen, wie Frau Gardner sich befindet?“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Sie ist gestorben, Herr. Vor kaum einer Stunde.“

Setzt trat auch die alte Sara weinend herbei: „O, Herr Walter! O, junger Herr, warum konnten Sie nicht ein wenig früher kommen?“

„Es war unmöglich, Sara; gestern Abend erst habe ich die traurige Nachricht erhalten und bin mit dem nächsten Zuge abgereist.“

„Ich hätte mir eine Extra-Maschine genommen und wäre auf dem Schornstein gefahren, um nur rechtzeitig hier einzutreffen,“ versetzte die Alte vorwurfsvoll. „Zweimal in ihrer letzten halben Stunde fragte sie nach Ihnen. „Ist Walter noch nicht hier? Ist er noch nicht gekommen?“ „Ach meine gute, alte Herrin!“

„Warum bin ich denn nicht früher benachrichtigt worden?“

„Weil wir an nichts Ernstliches dachten,“ schluchzte Sara. „Sie erkältete sich vor einigen Tagen, und es warf sich auf die Brust oder auf den Hals, glaube ich. Der Doktor wurde gerufen, aber die Doktors heutzutage verstehen nicht mehr halb so viel wie früher. Sie nennen alles mit feinen Namen, die niemandem bekannt sind. Weder er noch wir sahen eine Gefahr dabei. Erst gestern nachmittag ging eine Veränderung mit der Kranken vor; der Doktor selbst holte noch einen Kollegen herbei, aber sie konnten ihr beide nichts mehr nützen. Meine arme, gute Herrin sprach zuerst davon, daß sie sterben müsse. „Laßt Walter kommen,“ flüsterte sie mir zu; und einer der Herren ging eilig fort und telegraphirte an Sie.“

Walter entgegnete nichts; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. „Wollen Sie die Todte sehen, Herr?“ fuhr Sara fort, und er nickte stumm. Sie ging voraus in das Sterbezimmer, in welchem bereits alles in schönster Ordnung sich befand.

Schmerzbewegt neigte Walter sich über die Leiche der Pflegemutter. Ein friedlicher Ausdruck verklärte ihre Züge; ein Lächeln umspielte den Mund. In ernstern Gedanken versunken verweilte

Walter wohl eine Stunde neben dem Sterbelager, bis die alte Sara, welche über die Beerdigung mit ihm zu sprechen wünschte, ihn in die Wirklichkeit zurückrief.

9. Kapitel.

Am folgenden Tage hatte Walter eine Unterredung mit dem Rechtskundigen, der bisher Frau Gardner's Geschäfte geleitet. Dieser machte ihm die Mitteilung, daß er in dem Testamente der Verstorbene mit einem Legat von zweitausend Pfund bedacht sei. Walter war freudig überrascht über diese Kunde. Für einen jungen Mann in seiner Lage bedeutete diese Summe schon ein hübsches Vermögen; strebsam und ehrgeizig wie er war, kam er damit seinem Ziele, ein einflußreicher, selbständiger Geschäftsinhaber zu werden, um ein Bedeutendes näher. Aber auch einem andern ersehnten Ziele mochte diese Erbschaft ihn näher bringen — der bloße Gedanke daran versetzte sein Blut in Wallung und färbte seine Wangen mit glühender Röthe.

In Sinnen versunken durchschritt er am Tage vor der Beerdigung die Straßen Ketterfords, als er sich ganz plötzlich bei der Schulter gefaßt fühlte. Ueberrascht schaute er auf und sah, daß keine andere als Fräulein Gwinn ihren langen Arm zum Fenster herausgestreckt und sich so seiner Person versichert hatte. „Kommen Sie herein,“ befahl sie kurz.

Wenngleich nun Walter hierzu durchaus keine Lust verspürte, so war er doch nicht in der Stimmung, einen Auftritt, oder zum mindesten ein Wortgefecht mit der heißblütigen Dame herbeizuführen. Er trat ruhig in ihr Wohnzimmer und sie bedeutete ihm, Platz zu nehmen. „Also hatten Sie nicht die Absicht, mich während Ihres Aufenthaltes in Ketterford zu besuchen, Walter Hill?“

„Die traurige Veranlassung, die mich hierher geführt, schließt vieles Besuchemachen aus,“ war die vorsichtige Entgegnung. „Uebrigens werde ich mich nur sehr kurz hier aufhalten.“

„Seien Sie kein Heuchler, junger Mann und lassen Sie diese Phrasen. Traurige Veranlassung! Was lag Ihnen an Frau Gardner, daß ihr Tod Sie traurig machen sollte?“

„Frau Gardner war mir eine hochgeschätzte alte Freundin, der ich großen Dank schulde,“ versetzte Walter, zornig erregt. „Ihr Verlust geht mir sehr nahe und es schmerzt mich tief, daß ich sie bei meinem Kommen nicht mehr am Leben fand.“

Fräulein Gwinn fixirte ihn mit ihren scharfen Augen, als wolle sie auf dem Grunde seiner Seele lesen, ob er so fühle, wie er spreche. Das Ergebnis dieser Forschung mußte günstig für Walter ausfallen, denn der herbe Ausdruck ihrer Züge milderte sich ein wenig. „Was hat Dr. Willis Ihnen von mir und meinen Angelegenheiten gesagt?“ fragte sie, auf ein anderes Thema überspringend.

„Gar nichts,“ entgegnete Walter und erröthete bis zu den Haarwurzeln, obgleich er die volle Wahrheit gesprochen.



Fräulein Gwinn bemerkte seine Verlegenheit. „Sie weichen mir aus, Walter Hill, wie ich sehe.“

„Durchaus nicht, Fräulein Gwinn. Dr. Willis hat mir gegenüber volles Schweigen über Ihre Angelegenheiten beobachtet.“

„Ihr Gesicht schien mir etwas anderes auszudrücken. Sehen Sie Dr. Willis manchmal?“

„Ja; zuweilen.“

„In Herrn Turners Hause vermutlich. Wie geht es ihr?“  
Wieder überzog eine verrätherische Röthe Walters Antlitz; doch sagte er kalt: „Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen?“

„Von Frau Turner.“

„Sie ist sehr leidend.“

„In Lebensgefahr? Ich habe etwas dergleichen gehört.“

„Es mag sein. Ich kann es nicht sagen.“

„Wissen Sie, Walter Hill, daß ich noch eine lange, lange Abrechnung mit Ihnen zu halten habe?“ begann sie nach einer Pause. „Jahre und Jahre sind darüber vergangen, und ich habe Sie nicht zur Rede gestellt. Warum auch?“ fügte sie bei, in eine träumerische Stimmung verfallend und mehr mit sich, als mit Walter sprechend; „das Unheil war geschehen; es ließ sich nichts daran ändern. Walter Hill, ich richtete einst ein kurzes Billet an Sie mit der Bitte, den einliegenden Brief meinem Bruder zu übergeben. Warum haben Sie es nicht gethan?“

Walter schwieg. Die Erinnerung an jene Stunde lebte nur allzu frisch in seinem Gedächtniß.

„Warum haben Sie meinen Wunsch nicht erfüllt, frage ich?“

„Ich konnte es nicht, Fräulein Gwinn. Als ich Ihren Brief erhielt, hatte Ihr Bruder das Bureau bereits verlassen und befand sich auf dem Heimwege. Die Einlage wurde uneröffnet verbrannt.“

„O!“ stöhnte sie, leidenschaftlich die Arme in die Luft werfend, wie Walter es schon früher bei ihr gesehen, und seiner Gegenwart nicht achtend, laut vor sich hindenkend, „dies ist mein Geschick gewesen, mein Lebenlang! Durchkreuzt, durchkreuzt von allen Seiten! Seit Jahren und Jahren hielt mich nur die Hoffnung, ihn aufzufinden, noch am Leben; und als die Zeit kam und ich ihn fand und meine Sache ins Werk setzen wollte, da mußte jener Bruder, der zweite Fluch meines Lebens, dazwischentreten und seinen Nutzen daraus ziehen. Es geschieht mir Recht. Warum sagte ich ihm in meinem Jubel, daß der Mann gesunden sei? Konnte ich seinen Geiz, seine Habgier nicht zur Genüge, um zu wissen, daß er alles zu seinem Vortheil ausbeuten werde? Warum,“ fuhr sie fort, ihre Hände heftig bewegend, als ob sie mit einem unsichtbaren Gegner kämpfe, „warum wurde ich mit diesem strengen Gerechtigkeitsgefühl, das in mir lebt, geboren? Warum hielt ich es für einen Grund, meine Rache fallen zu lassen, als er mit seinen falschen Ansprüchen vortrat und dem Manne Gold — ein Vermögen — entlockte? Aber ich kann nicht verzichten, nicht ganz verzichten auf meine Rache! Ich reibe mich auf in —“

„Fräulein Gwinn,“ unterbrach sie Walter hier endlich, „Sie vergessen wohl ganz meine Anwesenheit. Ihre Familienangelegenheiten berühren mich nicht, und ich würde vorziehen, nichts mehr darüber zu hören.“

„Ganz richtig. Meine Angelegenheiten berühren Sie nicht. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen davon gesprochen, es müßte denn sein, weil Ihr Anblick mich aufreizt.“

„Sie aufreizt?“ rief Walter unwillkürlich.

„Ja; weil Sie zu jenem Manne in freundschaftlichen Beziehungen stehen. Sie sind seine rechte Hand im Geschäfte; Sie sind ein willkommener Gast in seinem Hause; Sie schätzen und achten des Hauses Herrin, Walter! Hätte sie mir nicht unbewußt die Schmach angethan; wäre sie nicht Doktor Willis' Schwester, ich würde —“

„Ueber die Familie Turner kann ich mich in keine Streiterei mit Ihnen einlassen,“ unterbrach sie Walter in entschlossenem Tone,

vor Unwillen erröthend. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt Lebewohl sage.“

„Bleiben Sie,“ lenkte sie ein, „nicht gegen Sie persönlich bin ich —“

Der Eintritt ihres Bruders unterbrach ihre Worte. Advokat Gwinn betrat das Zimmer in Hemdärmeln, hinter jedem Ohr eine Feder, einen schmutzigen Strohhut auf dem Kopfe. Es war vermuthlich sein Bureauostium bei warmem Wetter. „Ich glaube, eine fremde Stimme zu hören. Wie befinden Sie sich, Herr Hill?“ begann er mit widerwärtiger Freundlichkeit.

Walter verneigte sich; mit der Bemerkung, daß er im Begriff sei, zu gehen, näherte er sich dann der Thüre, aber Gwinn folgte ihm. „Ketterford wird Sie zu beglückwünschen haben, Herr Hill,“ fuhr er fort. „Wie ich höre, erben Sie eine hübsche Summe von Frau Gardner.“

„Wirklich?“ versetzte Walter eifrig. „Frau Gardner's Testament ist noch nicht eröffnet. Aber Ketterford ist stets besser von allem unterrichtet, als die Betreffenden selbst.“

„Hören Sie mich, mein lieber Herr Hill,“ sagte der Advokat, sein Opfer am Knopfloch festhaltend. „Sollten Sie für Ihr Geld eine äußerst vortheilhafte Anlage brauchen, bei der Sie nicht die geringste Gefahr laufen — ich kann Ihnen zu einer solchen verhelfen. Sollte Ihre Erbschaft tausend Pfund betragen, und Sie möchten diese verdoppeln — wie dies natürlich jeder möchte — so vertrauen Sie mir. Ich habe gerade etwas Derartiges liegen.“

Walter schüttelte den Zudringlichen von sich ab, wie wenn er von einer Schlange sich befreien wollte. „Ob mein Vermächtniß eintaufend oder zehntausend Pfund beträgt, Herr Gwinn, Ihrer Dienste bedarf ich unter keinen Umständen. Guten Morgen.“

Etwas verblüfft schaute der Advokat ihm nach. „So, Sie setzen sich mir gegenüber aufs hohe Ross, mein tapferes, geschmiegeltes Herrchen? Hüten Sie sich! Ihren Herrn habe ich unter meinem Daumen; nächstens mögen auch Sie darunter gerathen!“

„Der elende Heuchler!“ dachte inzwischen Walter, beinahe rennend, um des Advokaten Haus bald hinter sich zu haben. „Sie ist schlimm genug mit ihrem Racheburost und ihren Wuthausbrüchen; aber im Vergleich zu ihm möchte ich sie einen Engel nennen. Gott stehe Herrn Turner bei! Es wäre genug gewesen, gegen sie anzukämpfen, aber gegen ihn! Gott stehe ihm bei!“ Hier mußte Walter die Begrüßung eines vorübergehenden Bekannten erwidern, aber sobald er allein war,kehrten seine Gedanken zu Fräulein Gwinn zurück. „Armes Ding! Es giebt Zeiten, wo ich sie bemitleide, denn so unbegreiflich mir auch die Geschichte ist, so ist ihr jedenfalls schweres Unrecht widerfahren. Sie besitzt auch ihre guten Seiten und es hätte unter günstigen Umständen eine andere Frau aus ihr werden können. Es war schön von ihr, was sie andeutete — wenn es wahr ist —, daß sie vorläufig auf ihre Rache verzichtet, weil ihr Bruder Herrn Turner verfolgt und auszupressen gesucht hat. Sie wollte ihm nicht doppelt zusetzen. Es liegt immerhin ein gewisser Edelmutb darin.“

#### 10. Kapitel.

Am folgenden Tage fand die Beerdigung der guten Frau Gardner statt. Ihre sterblichen Ueberreste wurden neben ihrem Gatten zur letzten Ruhe gebettet. Nach der Rückkehr der Leidtragenden vom Friedhofe wurde im Hause der Verstorbenen das Testament eröffnet und Walter fand sich im unbestrittenen Besitze von zweitaufend Pfund. Außerdem waren ihm eine Anzahl Bücher, Zeichnungen und verschiedene andere Kleinigkeiten vermacht, deren Verpackung er überwachte, um am nächsten Morgen nach London zurückzukehren.

Es war Abend, als er dort eintraf. Ohne Zögern begab er sich in Herrn Turners Wohnung — vorgeblich, um sich wieder anzumelden, thatsächlich aber, um einen Gruß von Ellen zu erhaschen, nach der sein müdes Herz sich sehnte. Der Salon war erleuchtet, woraus Walter auf die Anwesenheit von Gästen schloß. Herr Turner



trat ihm schon in der Halle entgegen; wie immer hatte ihn seine nervöse Unruhe hinausgetrieben, zu sehen, wer der Besucher sei, dessen Klopfen ihn erschreckte. Beim Anblick Walters erhellte sich ein wenig seine Miene, und er begrüßte den Heimkehrenden herzlich.

„Aber Sie haben Gäste,“ bemerkte Walter, als Herr Turner ihn nach der Treppe hinzog; „ich bin nicht in Abendtoilette.“

„Als ob jemand an dem Schnitt Ihres Rockes Anstoß nehmen würde; meine Frau hat sich in einen wollenen Shawl gehüllt.“

Im Salon war eine heitere, kleine Gesellschaft versammelt. Ellen saß am Piano und begleitete den Gesang einer jungen Dame. Walter grüßte im Vorübergehen die ihm bekannten Personen und bahnte sich einen Weg zu Frau Turner, welche ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte. Er bemerkte mit Befriedigung, daß sie viel besser als gewöhnlich aussah. „Wie freue ich mich, Sie so wohl-  
aussehend zu finden,“ flüsterte er und sein ernster Ton verrieth tiefes Gefühl.

„Und ich freue mich, Sie wieder hier zu sehen, Walter. Wir haben Sie sehr vermißt. Ja, ich fühle mich etwas heiterer, aber das ist nur vorübergehend. Also Sie haben die arme Frau Gardner nicht mehr am Leben angetroffen?“

„Leider kam ich zu spät,“ versetzte Walter traurig. „In ihrer letzten halben Stunde hat sie zweimal nach mir gefragt.“

„Walter,“ hauchte die Dame, „war es ein glückliches Sterben? War sie vorbereitet auf ihren Tod?“

„Ja.“

„Dann brauchen wir nicht um sie zu trauern, Walter. Danken wir Gott, daß er sie zu sich gerufen. Doch Sie sind jung und lebensfroh und können mich noch nicht verstehen.“

In diesem Augenblicke verstummte die Musik, und Walter trat unbemerkt in die Fensternische, wo er von den Vorhängen halb verdeckt stand. Es war ein angenehmer warmer Sommerabend, und Ellen, welche ihren Platz am Piano einer anderen Dame abgetreten, schlich sich an das Fenster, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Sie hatte Walter nicht eintreten sehen; sie wußte nicht einmal, daß er von Ketterford zurückgekehrt sei. „D, Walter, sind Sie es?“ kam es freudig von ihren Lippen, als sie seiner so unerwartet ansichtig wurde.

Er erfaßte ruhig ihre Hände und blickte fragend zu ihr nieder. „Freuen Sie sich, mich zu sehen?“ flüsterte er weich.

Sie erröthete, und ihre Augen schimmerten feucht. Ob sie sich freute! Noch war die Zeit nicht gekommen, da sie ihm dies eingestehen durfte.

„Frau Turner ist froh über meine Rückkehr,“ fuhr er in dem gleichen leisen Tone fort, der ihrem Ohre wie die süßeste Musik klang. „Sie sagte, ich sei vermißt worden. Ist es so, Ellen?“

„Und was haben Sie denn in Ketterford gethan?“ fragte Ellen, ohne zu wissen, was sie in ihrer Verwirrung sprach. Sie ließ seine Frage unbeantwortet und entzog ihm verlegen ihre Hände.

„Nur Trauriges, Ellen. Ich habe einer theuern, alten Freundin das Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben. Sie wissen, daß ich Frau Gardner nicht mehr am Leben traf?“

„Papa sagte es uns. Wie muß Sie das schmerzen. Warum hat man Sie nicht früher benachrichtigt?“

„Die Krankheit nahm erst am letzten Tage ganz plötzlich eine gefährliche Wendung. Sie können sich nicht denken, Ellen, wie seltsam diese heitere Gesellschaft hier im Gegensatz steht zu den Szenen, die ich verlassen: der feierlichen Stille des Sterbezimmers, der ergreifenden Bestattungsfeier.“

Seine Stimme bebte und Ellen trocknete sich die Augen. „Walter“, flüsterte sie sanft; „ich spreche nicht gerne vom Sterben. Es erinnert mich an die Angst, die mich so sehr bedrückt.“

„Ich war überrascht, sie so viel wohler aussehend zu finden,“ versetzte Walter, unbewußt verrathend, daß er sie verstanden.

„D, wenn es nur von Dauer wäre!“ seufzte Ellen. „Um Mamas Leben zu verlängern, wäre ich zu dem schwersten Opfer bereit.“

Eine ernste Pause trat ein; dann begann Walter in leichtem Tone: „Was sagen Sie dazu, Ellen, daß ich zu einem Vermögen gekommen bin?“

„Ist es wahr? Hat Frau Gardner Sie in ihrem Testament bedacht?“ rief Ellen freudig. „D, dann gratulire ich von Herzen!“

Walter berichtete nun Näheres über die Erbschaft, die er gemacht; Dr. Willis, Herr Turner und andere traten hinzu, und bald wurde die Unterhaltung eine allgemeine. —

Walter und Dr. Willis waren die letzten der Gäste, welche das Haus verließen. Der Doktor nahm Walters Arm und zog ihn rasch ein paar Schritte vom Hause weg, um sogleich mit der Frage herauszurücken: „Haben Sie zufällig die Gewinns gesehen?“ Walter erzählte von Fräulein Agathas Ueberfall und von allem, was er in ihrem Hause erlebt. Dr. Willis hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, hier und da eine Frage dazwischenwerfend. Am Pechwinkel trennten sich ihre Wege. Walter schritt allein die enge Straße entlang, seiner Wohnung zu. Doch was hatte sich ereignet? Waren die Bewohner des Pechwinkels in der Zeit irre geworden? Die Frauen steckten in den Nachthauben ihre Köpfe zum Fenster hinaus; kleine Kinder krochen halb nackt, wie sie ihr Bettchen verlassen, auf der Straße umher; unter den offenen Thüren standen Gruppen von Männern, eifrig schwärend, mit Pfeifen und Schnapsgläsern; alles befand sich in einem Zustande hochgradiger Aufregung. Walter legte Beschlag auf die erste, etwas ruhiger aussehende Frau, die ihm in den Weg kam. „Was bedeutet dies alles?“ rief er. „Sind Sie wohl alle in der Lotterie gewonnen?“

„Besser als das,“ kreischte die Befragte. „Tausend mal besser als das! Wir haben die Meister überlistet und unsern Willen durchgesetzt und jetzt kriegen wir alles, was wir wollen — gebratene Gans und Apfelpudding zum Mittagessen und Bier genug, um es hinunter zu waschen.“

„Durchgesetzt? Ja, was habt Ihr denn eigentlich damit erreicht?“ forschte Walter, ganz im Unklaren.

„Erreicht? Ei, wir haben den Streik erreicht,“ war die freudige Entgegnung. „Pollocks Leute haben heute die Arbeit eingestellt. Wo sind Sie gewesen, Herr, daß Sie nichts davon gehört haben?“

In diesem Augenblick kam lärmend und schreiend eine neue Schar herbeigezogen und Walter sah sich von der Frau, die ihm Rede gestanden, plötzlich getrennt. Singend, johlend, tanzend zogen die Männer durch die Straße, gefolgt von einer Schar Weiber und Kinder, die sich wie toll vor Jubel geberdeten. Der Hauptanführer führte einen wahren Kriegstanz auf und brüllte fortwährend aus voller Kehle: „Hurrah für unser heutiges Tagewerk! Hula Britannia! Der Streik hat begonnen, Freunde! Hurrah! Dreimal Hurrah für den Streik!“

Ja, der Streik hatte begonnen. Die Arbeiter einer einflußreichen Baufirma hatten die Arbeit niedergelegt, weil ihr Herr sich weigerte, ihre Forderungen zu erfüllen, und diese Nachricht hatte die Bewohner des Pechwinkels, welche hauptsächlich aus Herrn Turners Leuten bestanden, in die maßloseste Aufregung versetzt. Zwar setzten sie ihre Arbeit wie gewöhnlich fort, aber sie befanden sich in einer unbändigen Verfassung. Dennoch wäre die hier und da auflodernde Unzufriedenheit vielleicht gütlich zu dämpfen gewesen, hätten nicht gewisse unruhige Geister es sich zur Aufgabe gemacht, sie zur Flamme anzufachen. Vor allem war es Sam Shuck, einer der Hauptauswiegler, welcher immer neuen Zündstoff in die von ihm einberufenen Arbeiterversammlungen warf. Bald gährte und zischte es allenthalben, und die Zahl der Unzufriedenen vermehrte sich mit jedem Tage. Die Meister merkten recht wohl diesen



unbefriedigenden Stand der Dinge und trafen demzufolge ihre Maßregeln. In einer stattgehabten Berathung wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, die Geschäfte zu schließen, bis die Firmaderen Leute streikten, die Arbeit wieder aufnehme. Ueber diese Kunde waren die Arbeiter wenig erfreut; zwar kam ja diese Geschäftsschließung einem Streik gleich, nur ging die Anregung von den Meistern aus, anstatt von ihnen.

Zu Anfang August wurden sämtliche Bauhöfe geschlossen. Einige der Herren thaten es, ohne ihre Leute eines Wortes der Erklärung zu würdigen; Herr Turner jedoch zog es vor, seine Arbeiter um sich zu versammeln und ihnen seinen Beschluß kund zu thun. Es schien, als ob ein Theil seiner alten Thatkraft in ihm wieder erwacht sei, als er an Walters Seite mitten unter den Leuten stand. Er sprach kein Bedauern aus, daß die Unzufriedenen ihn zu diesem Schritte genöthigt, und schloß mit den Worten: „Ihr habt schlimmen Einflüsterungen Euer Ohr geliehet und müßt nun die Strafe dafür tragen. Ich wünsche, daß Ihr recht bald zur Vernunft gelangt und wieder mit Euern eigenen Augen sehet; ich bin dann stets bereit, Euch wieder in meinen Dienst zu nehmen. Vorläufig ist mein Geschäft geschlossen.“

#### 11. Kapitel.

Im Pechwinkel waren goldene Tage angebrochen. Die Männer hatten nichts zu thun und schlenderten rauchend und plaudernd auf der Straße umher. Noch fühlten sie die schlimmen Folgen der Arbeitslosigkeit nicht, denn das Komitee der Handwerkervereine ließ den Streikenden und ihren Gesinnungsgenossen hinreichende Unterstützung zufließen. Die Männer waren in bester Laune und erklärten sich fest entschlossen, auszuhalten, bis die Arbeitgeber zu Kreuze kriechen würden.

Es war ein hübscher, warmer Herbsttag. Marie Forster, welche seit dem Tode ihrer Mutter kränkelte, saß in dem kleinen Gärtchen, gerade innerhalb der Thüre, um die frische Luft zu genießen. In dem letzten Sommer war es mit ihrer Gesundheit immer mehr abwärts gegangen, sie fühlte sich nicht der leichtesten Arbeit mehr gewachsen. Ihr Vater hatte sich wieder verheiratet. Dieser Ehe waren zwei Kinder entsprossen, und Marie hatte stets die drückende Empfindung, als sei sie der Familie zur Last, obgleich ihre Stiefmutter sie gütig behandelte. Frau Duale war zu der Kranken hingetreten und plauderte freundlich mit ihr, als Dr. Willis mit seiner Nichte vorüberging. Beide waren sichtlich betroffen über das elende Aussehen des Mädchens, und Ellen erkundigte sich voll inniger Theilnahme nach ihrem Befinden. Auch der Doktor redete ein paar tröstliche Worte mit ihr und versprach, öfters nach ihr zu sehen, obgleich er auf den ersten Blick errathen, daß es für Marie keine Hilfe mehr gebe.

Ellen ließ ihren Onkel allein seinen Weg fortsetzen. Der jammervolle Anblick der Kranken schnitt ihr ins Herz, und sie glaubte ihr eine Freude zu bereiten, wenn sie ein wenig bei ihr verweile. Nach einem halben Stündchen etwa verabschiedete sie sich von dem Mädchen und verließ den Garten. Gerade vor dem Thor trat ihr Walter entgegen, der sie von seinem Fenster aus beobachtet hatte und heruntergeeilt war, um sie zu begrüßen. Ganz in ihren Anblick vertieft, bemerkte er nicht, daß jemand rasch und verstoßen sich ihm näherte, bis eine große Hand sich schwer auf seinen Arm legte. Ueberrascht blickte er auf; vor ihm stand Advokat Swinn von Ketterford, offenbar in sehr übler Laune. „Junger Herr, wo befindet sich Ihr Prinzipal heute?“

Des Mannes Unhöflichkeit ärgerte Walter, sein Erscheinen hier war ihm äußerst unangenehm. Seine Antwort war weniger klug, als stolz und trotzig.

Ein bitteres Lächeln selbstbewußter Macht spielte um des anderen Lippen. „Ah, Sie schlagen sich auf seine Seite, junger Herr? Für Sie und ihn mag es besser sein, wenn Sie mir eine Unterredung mit ihm verschaffen. Er ließ sich verleugnen, als ich

ihn in seinem Hause aufsuchte; man sagte mir, er sei verreist, aber ich weiß, daß Turner selbst mir diese Botschaft geschickt hat. Ich hatte große Lust, ihn zu zwingen —“

Ellen, welche todtenbleich geworden, unterbrach ihn hier in stolzem Tone: „Sie befinden sich im Irrthum, Herr. Mein Vater hat heute morgen die Stadt verlassen.“

Rasch wandte Swinn sich nach ihr um. Weder ihr Ton, noch jener Walters waren darnach angethan, seinen Zorn zu dämpfen. „Also Sie sind seine Tochter!“ bemerkte er mit dem gleichen unverschämten Blick, der gleichen Bosheit, womit er einst ihre Mutter beleidigt. „Die junge Dame, welche die Welt als das einzige, verwöhnte Kind des reichen Herrn Turner beneidet! Wie, wenn ich Ihnen nun ein Geheimniß verrathen würde? — daß Sie —“

„Schweigen Sie!“ donnerte Walter, in unbezähmbarer Erregung. „Sind Sie ein Mensch oder ein Dämon? Fräulein Turner, erlauben Sie“, fügte er bei, Ellens Hand ergreifend, und sie gebieterisch nach Peter Duales Hausthür hinziehend. „Gehen Sie hinauf, Ellen, in mein Wohnzimmer; warten Sie dort, bis ich komme. Ich muß mit diesem Menschen allein sein.“

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

## Karnevalsbräuche.

Von Pierrette.

Es wird immer gesagt, daß die Nord- und Mitteldeutschen nicht die Fähigkeit besäßen, sich in die rechte Karnevalsstimmung zu versetzen — jene Stimmung, in der man die Alltagsorgen bei Seite wirft und die ganze Welt durch eine rosenrothe Brille betrachtet. Diese Behauptung erscheint mir doch sehr übertrieben. Gewiß ist man im Süden leichterziger, mehr zum Uebermuth geneigt, immerhin aber scheint mir, daß der Karneval auch in den nördlichen Provinzen unseres Vaterlandes eine wichtige Rolle spielt und zwar eine zunehmend wichtigere.

In meiner Kinderzeit wurde hie und da ein Maskenball veranstaltet, bei dem die Teilnehmer in Kostümen erschienen, die von einem verblüffenden Mangel an Phantasie zeugten, und waren sie dann im lichterstrahlenden Saal versammelt, so benahmten sie sich nicht anders, als bei jedem beliebigen Ball, mit dem Unterschiede, daß es auf dem Maskenfest etwas langweiliger und stiller zugeht, als bei sonstigen Tanzgelegenheiten. Heute dagegen finden zur Karnevalszeit selbst in den kleinsten Städten Maskenbälle, kostümirte Kneipen, Kaffeegesellschaften, Schlittensfahrten und Auszüge statt. Prinz Karneval schwingt seinen Schellenstab allerorten und jeder, ob vornehm oder gering, schließt sich seinem Gefolge an!

Im Thüringer Lande zumal klingt das Schellengeläute lustig und hell. Wenn man abends durch die Straßen geht, begegnet man fortwährend einem Maskenschwarm; kein kleiner Junge, der sich nicht eine ungeheure Larve vor's Gesicht gebunden hat und die Passanten zu erschrecken sucht. Wenn er das Geld dafür absolut nicht zu erschwingen vermag, so beschmiert er sich wenigstens die Wangen mit Ruß und bindet sich seiner Mutter Schürze als Mantel um. In diesem Aufzuge geht's dann in die Häuser und Kaufläden, um ein Geldstück oder ein Stück Kuchen zu erbetteln. Vor allem aber genießen unsere „Hausgehilfen“ und „Hausbeamten“ den Karneval. Die würdigsten Köchinnen in den höchsten Altersstufen tragen kein Bedenken, auf dem bal paré et masqué als Elfen, Bajaderen und fleurs animées zu erscheinen.

Neulich sah ich abends zwei weibliche Gestalten vor einem Maskenverleihinstitut stehen und die im Schaufenster ausgestellten Herrlichkeiten kritischen Blickes betrachten. „Das wär' was für mich,“ sagte die eine, auf das duftige Gewand Hautendeleins deutend. „Vergangenes Jahr machte ich eine Rosenkönigin, da war ich aber



schön! Diesmal möchte ich aber ganz etwas anderes haben.“ „Ich mache eine Carmen,“ entgegnete die andere, eine läppige Gestalt die mindestens ihre zweiundeinhalb Zentner wog. Im nämlichen Augenblick drehten beide, durch einen Vorübergehenden an gerufen die Köpfe und ich sah in die runzligen Gesichter der Haushälterin und der Küchenfee aus der Nachbarvilla. Beide Damen zählten nicht mehr zu den jüngsten ihres Geschlechts, zusammen mochten sie mehr als hundert Lenze erlebt haben. Die respectable Haushälterin aber wird thatsächlich als Carmen auf dem Fastnachtsball die Tänzer bezaubern und ihre Gefährtin als Kautendelein. Der Cavalier der Schönen, ein bald siebzugjähriger Hausmann, will dagegen als flotter Bauernbursch erscheinen. „Ich denke, daß ich mir keine Maske vorzubinden brauche,“ hat die Carmen in spe zu ihrer Herrin geäußert, „eine rosenrothe Brille genügt auch, um mich unkenntlich zu machen und sieht doch viel hübscher aus.“

Die rosenrothen Brillen sind überhaupt hier zu Lande augenblicklich ein sehr gesuchter Verkaufsartikel. Nicht nur in den Maskenverleihinstituten, auch in den Buchbinder-, Fuß- und Kurzwaarengeschäften werden sie feil gehalten. Ihre Wirkung ist eine zauberhafte, denn wer sie sich auf die Nase setzt, der hört die Schellen klingeln — die ganze Welt erscheint ihm mit einemale ein einziger großer Maskensaal.

Zuweilen thut freilich auch eine schwarze dieselben Dienste.

In Italien ist's bekanntlich Sitte, daß in der Nacht zwischen Fastnacht und Aschermittwoch Prinz Karneval feierlich unter allerhand grotesken Zeremonien verbrannt wird. Natürlich ist's nur eine Strohpuppe, die man aber so natürlich austaffirt, daß sie wirklich wie ein Mensch aussieht. Der wunderliche Brauch ist im Laufe der Zeit auch in überseeischen Ländern mit vorwiegend italienischer und spanischer Bevölkerung eingeführt worden. Jeder, der sich an der Tollheit betheiliget, muß maskirt sein, doch lassen sich viele an einer riesigen schwarzen, aus Papier oder Pappe ausgeschnittenen Brille genügen. Eine deutsche Erzieherin, die in Buenos Aires eine Stelle angenommen, wurde einige Tage nach ihrer Ankunft daselbst zu nächtllicher Stunde durch einen fürchterlichen Lärm aus dem Schlafe geweckt. Sie eilte ans Fenster und sah schauernd wie eine Menge schwarz verummter Gestalten mit breiten schwarzen Mändern um die Augen, die ihren Physiognomien etwas Uhuartiges verliehen, um ein hellloberndes Feuer standen. Einer der Schwarzen hielt einen goldblockigen, prächtig gekleideten Jüngling auf seinen Armen und warf ihn — o Schrecken — in die Flammen. Und dazu kreischten und johlten und lachten die andern. „Hülfe — Hülfe!“ schrie die Deutsche, doch niemand hörte sie, und da sie sich fürchtete, selbst herunter zu stürzen, um dem holden Jüngling beizustehen, so mußte sie das Autodafé von Anfang bis zu Ende mit ansehen und sogar zuhören, daß einer der Unmenschen dem Gemordeten gravitatisch eine Grabrede hielt. Als ihre Hausgenossen ihr später vorhielten, daß das Ganze doch nur der übliche Fastnachtscherz gewesen sei, wollte sie es anfänglich nicht glauben. Allgemach überzeugte man sie doch davon, aber gefallen hat ihr der Brauch dessenungeachtet nicht. „Fastnacht in München ist schöner —“ meinte sie — „denn da — da — geht's auf den Fastnachtsbällen heiler zu,“ kam es verschämt, mit niedergeschlagenen Augen nach. Eigentlich hatte sie etwas anderes sagen wollen, sich aber noch rechtzeitig besonnen, daß eine tugendsame Jungfrau dergleichen nicht aussprechen darf.

Denn in München auf den öffentlichen Fastnachtsbällen küßt man sich. Das „Bussel'n“ ist an der Tagesordnung und selbst die ehrsamsten Mädels und Frauen lassen sich abbuffeln von wildfremden Menschen. Ländlich — sittlich! Während des übrigen Jahres schafft man in Küche und Keller, wehret den Knaben und lehret die Mädchen, setzt die Nähmaschine in Bewegung oder rechnet am Schreibpult, aber zu Fastnacht — — — da wird die Werktagskleidung mit futtergesticktem Gazeröckchen vertauscht und die rosenrothe Brille aufgesetzt. Diese besitzt neben andern geheimnißvollen

Kräften auch die, daß man alles, was man erlebte, als man sie vor den Augen trug, vergißt, in dem Moment, in dem man sie ablegt.

Bielleich klingt das Schellengeläute nirgends so hell, wie in der Ffarstadt. Mancherlei seltsame Sitten sind freilich auch dort in Vergessenheit gerathen, aber andere dafür entstanden. Zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch dursten die Akademiestüler den Professoren und andern hochgeachteten Familien ein Ständchen bringen, bei dem die Instrumente aus Räumern, eisernen Kochtöpfen, Rindertrompeten u. s. w. u. s. w. bestanden, aber dann verbot den Herren sich die Kagenmusik und die jungen Maler begnügten sich damit, als Troubadoure kostümirte, mit Thiermasken vor dem Gesicht vor den Wohnungen ihrer sehr verehrten Lehrer zu singen — aber nicht mit Menschen sondern mit Thierstimmen.

Manche wollen diese Gewohnheit auf Böcklin zurückführen, der es wunderbar verstanden haben soll, Vogelstimmen nachzuahmen. In seiner Jugend hörten zu Fastnacht die Leute oft vor ihren Häusern eine Nachtigall oder Lerche singen, oder einen Kiebitz, Polzhäher oder ein Käuzchen schreien, so naturgetreu, daß sie allen Ernstes meinten, das betreffende gefiederte Geschöpf hätte sich, die Jahreszeiten verwechselnd, auf ihrem Dach niedergelassen. Auf einem öffentlichen Maskenball erschien der junge Böcklin einmal als Storch und klapperte — er hat dazumal die Damen fürchterlich durch diese Kunstleistung geärgert, aber als man erfuhr, daß er das Geräusch nicht mit einem Instrumente, sondern mit der Zunge hervorbrachte, verzieh man's ihm, „weil's doch eben nicht jeder konnte und weil's gar so kurios war.“

Klappern — jedoch mit hölzernen Klappern — Quietschen, Pfeifen und Schnarren kann man während des Karnevals wohl überall hören, jeder Ort, jede Gegend hat ihr landesübliches Instrument, das vor Fastnacht mit Ausdauer und Energie gehandhabt wird, schön aber klingt keines. In Italien giebt's Leute, die aus ihrer Erfindung eine ganz beträchtliche Einnahme ziehen und jedes Jahr etwas Neues auf den Markt bringen. Es herrscht daher um diese Zeit in den italienischen Städten ein ohrenzerreißender Spektakel, der in Verbindung mit dem unablässigen Confettiverfen den Reisenden den Aufenthalt daselbst verleidern kann. Aber es gehört halt zum Karneval!

In welch' verschiedenartiger Gestalt zeigt er sich doch in dem Lande mit dem sogenannten ewig blauen Himmel. Einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem tollen übermüthigen Treiben, das auf den Straßen, in den Trattorien und andern Vergnügungslökalen auch den Ernsthaftesten mit fort reißt, bilden zweifellos die fetes roses, blanches, jaunes, bleues und vertes, die an der Riviera sich großer Beliebtheit erfreuen. In einem roth decorirten, mit rothem Licht erfüllten Saal bewegt sich eine roth kostümirte Gesellschaft — jede Phantasia- oder Charaktermaske ist gestattet, sofern sie eben nur roth ist. Bei einem andern Fest ist dann alles blau oder je nachdem grün, lila u. s. w., nur die Herren pflegen im schwarzen Tract, mit dem Chapeau claque zu erscheinen. Solch' ein einfarbiges Fest bietet dem Auge zauberhafte Bilder, aber echten Frohsinn, geschweige denn Ausgelassenheit findet man dabei selten. Es ist im großen und ganzen nur auf ein Schaugepränge abgesehen.

Indessen haben diese einfarbigen Feste auch anderwärts Nachahmungen gefunden, besonders unter der Finanzaristokratie Nordamerikas sind sie neuerdings sehr beliebt. Aber wie eine und dieselbe Sache je nach der Art der dabei Betheiligten ein völlig verändertes Gesicht gewinnt, so ist das auch hierbei der Fall. Die Herrschaften unter dem Sternenbanner lassen sich nicht gern eine Gelegenheit entgehen, bei der sie irgend einen echt amerikanischen Scherz ausüben können. Bei einem rosa Ball in den ersten Kreisen Chicagos trug lechthin eine schöne Maske einen Galgen, an dem ein bekannter Milliardär porträtähnlich in Wachs geschnitten hing, als Kopfsputz. Jeder fand den kleinen Scherz reizend und graziös, sogar der Verhöhnte selbst.



Und nun zum Schluß noch einen Blick auf einen Ozeandampfer am Fastnachtsabend. Jeder, ob auf Passagier- oder Kriegsschiff, will sein Maskenfest feiern. Da wird das Rüstzeug des alten Neptun, der allemal, wenn man den Äquator passiert, in Szene tritt, aus der Kumpelkammer geholt, da schneidert man für Gott Negier ein prächtiges Kostüm, Schiffsjungen als Meeremädchen und Offiziere als Delphine und andere fabelhafte Ungeheuer. Ueber all die harmlose, eigentlich niemals rohe Fröhlichkeit aber werfen Schiffslaternen und ungezählte Lampions ihr buntes Licht. Und Matrosengrog und Karnevalspunsch wird dazu getrunken — viel, viel mehr als ein Festlandsbewohner vertragen kann. Es ist ja nur einmal Fastnacht im Jahr!

(Nachdruck verboten.)

## Die Maske mit dem rothen Mohr.

Heitere Karnevals-Erzählung von E. Greiner.

Die reiche prächtige Stadt stand im Zeichen des Prinzen Karneval. Was das heißt, das kann eigentlich nur der recht verstehen, in dessen Adern das leichtflüssige Blut des Rheinländers kreist, erzeugt von dem sorgenbrechenden, frohsinnweckenden Saft seiner Neben. Karneval am Rhein! Wo käme der horazische Spruch: „Schön ist Thorheit zur rechten Zeit“, treffender zur Bewahrheitung als hier? Ausgezogen für ein paar Tage wird der alte Mensch, gleichviel in welchem bürgerlichen Verhältniß er sich zuvor bewegt hat, die Narrenkappe aufgesetzt, und nun hinein in den vollen Strom der Lust!

Doktor Eckhoff hatte heute einen schlimmen Tag gehabt: die Mehrzahl seiner Patienten war überaus ungenügend gewesen und hatte kein Hehl daraus gemacht, daß man sich von seiner ärztlichen Behandlung mehr versprochen hatte, denn wozu hatte man Schwikturen, Pillen und Mixturen gebraucht, wenn man schließlich nun doch Bett und Zimmer hüten mußte, statt draußen auf den schäumenden Wogen der Faschingslust zu treiben?

Eine in Seidenpapier gehüllte, prächtige, dunkelrothe Kamelie in der Hand, die heute abend in das schwarze Haar seiner jungen Frau herrlich passen würde, kehrte der Doktor soeben von seinem letzten Krankenbesuche heim, blieb aber auf der Schwelle zum Zimmer seiner Gattin betroffen stehen, als er diese mit verbundenem Gesicht auf der Chaiselongue liegen fand.

„Sa, Kind, was ist denn mit Dir? Patienten im eigenen Hause?“ fragte er, und aus dem Tone klang leichter Verdruß.

„Ach, Rudolf,“ klagte jene, „ich muß mich wohl vorhin furchtbar erkältet haben, als ich auf dem Balkon dem Festzug zuschaute, ich sage Dir, ich habe Gesichtsrissen —“

Nun war der junge Ehemann ganz Theilnahme. „Mein armes Herz, wie leid mir das thut! Watte hast Du ausgelegt und Chloroformöl eingegeben? Bist doch eine verständige kleine Frau, die sich selber gleich das Rechte verordnet, wenn ihr Hausarzt nicht bei der Hand ist.“

„Ach, Rudi, Du kannst scherzen, und ich möchte weinen, denn wie könnte ich bei diesen Schmerzen daran denken, heute auf den Maskenball zu gehen? Ach, mein schönes Kostüm, auf das ich mich so gefreut hatte!“ Und dabei warf die Sprecherin einen schmerzlichen Blick auf den auf ein paar Stühlen ausgebreiteten Anzug einer spanischen ländlichen Schönen.

„Nun, nun,“ tröstete der Gatte, „wer wird gleich verzagen! Ich nehme Dich sofort in energische Behandlung, und dann wollen wir doch sehen, ob ich mir nicht ein Honorar verdiene, das heute abend ein Bullchen „Aheingold“ abwirft.“

Aber der heilige Meskulap schien nun einmal seiner närrischen Hoheit, dem Prinzen Karneval, heute keine Konzessionen machen zu

wollen, denn welche Mittel der modernen Heilkunst Doktor Eckhoff gegen die Gesichtsschmerzen seiner Frau auch in das Feld führte — der Erfolg blieb aus.

„Nun, dann verschieben wir den Besuch des Balles auf morgen,“ meinte jener schließlich selber, ärgerlich über die Vergeblichkeit aller seiner ärztlichen Bemühungen, doch da hatte er die Patientin mit seinem Trost in hochgradige nervöse Aufregung versetzt.

„Was sagst Du, Rudolf, morgen? Morgen werde ich ein geschwollenes Gesicht haben wie eine Backschüssel. Nein, um den Karneval bin ich nun heuer einmal, aber Du darfst nicht darunter leiden, hörst Du, Du darfst nicht! Du wenigstens wirst heute hingehen, Dir alles ansehen und mir dann erzählen.“

Der Gatte stand ganz bestürzt. „Aber Tilde, was fällt Dir ein, ich ohne Dich auf den Maskenball, das kann ja unmöglich Dein Ernst sein.“

„Doch, doch,“ beharrte jene bereits mit Thränen kämpfend, „oder sollten wir vielleicht alle beide unsere hübschen Kostüme für die Längeweile beschafft haben?“

„Aber Kind, so bedenke doch, welche ein Vergnügen ich ohne Dich haben würde!“

„Sicher mehr, als wenn Du daheim Kamillendämpfe einschlußst. Deine Schwester, Deinen Schwager, alle unsere Freunde trifft Du dort. Ich bekomme Fieber, ich werde krank, wenn Du nicht hingehst!“

Eckhoff faßte besorgt den Puls der erregten Frau. Waren das nicht schon Fiebererscheinungen?

„Gut, so werde ich Dir den Willen thun,“ sagte er nachgebend, und sich über die Daliegende neigend und auf das zierliche Nasenspißchen, das eben noch aus Wattenverband und Kräuterkräutchen hervorschaute, einen Kuß drückend, setzte er zärtlich hinzu: „Was könnte ich meinem Kleinod, meinem Herzenskäferchen auch wohl abschlagen?“

Eine Stunde später präsentirte sich der Herr Doktor seiner Gattin im Kostüm des spanischen Caballero. „Rudi, Du wirst allen weiblichen Wesen die Köpfe verdrehen!“ seufzte die junge Frau bewundernd. „Wie Dich der spanische Mantel kleidet und der Federhut Dir zu Gesicht steht!“

„Soll ich bleiben, Tilde, soll ich bleiben? Bedenke, „Don Juan“ ohne „Berline“!“

Die Befragte machte eine lebhaft verneinende Bewegung. „Wo denkst Du hin? Meinst Du, ich vertraue Dir nicht? Geh' und amüsire Dich gottvoll, ich versuche indes ein wenig zu schlafen.“

Ein zärtlicher Abschied, und zögernd, als ob er noch im letzten Augenblick lieber daheim bliebe, schritt der Gatte nach der Thür. Dort drehte er sich nochmals um. „Und Du wirst sofort zu Bett gehen und vorher noch ein Brausepulver nehmen?“ Sie nickte. „Adieu, Tilde, um zehn Uhr bin ich wieder bei Dir.“

Und nun stand Doktor Eckhoff mittendrin in dem farbenprächtigen Gewoge, das die feenhaft erleuchteten Festfäle füllte. Trotz der zumeist nur geflüsterten Konversation der Masken ein ohrenbetäubender Lärm. Musik bis in die entferntesten Ecken, tanzende Paare, Peitschenschläge und Schellengeklingel, Bänkelsänger und Harsenisten, heimliche Erzeugnisse feilbietende Nationalitäten des ganzen Erdkreises, entsetztes Aufkreischen, wenn Meister Peh, den ein zerlumpter Italiener an der Leine führte, sich zum Tanze aufrichtend, in die umstehende Menge trotzte und plötzlich eine hübsche junge Maske umarmte.

Die Arme gekreuzt, lehnte Eckhoff an einer Säule und schaute in das wogende Treiben. Ein Blick in einen der deckenhohen Wandspiegel hatte ihm gezeigt, daß er in seiner Maske eine gute Figur mache, allein seine Stimmung war weit mehr einem „Ritter von der traurigen Gestalt“ als einem heißblütigen, abenteuerlustigen Spanier angepaßt. Wie fremd und verloren er sich ohne seine reizende kleine Frau in der ungeheuren Menge fühlte! Wenn er



nur erst ein paar Freunde und Bekannte herausgefunden hätte, von denen er daheim etwas berichten könnte, dann durfte er seine Mission als erfüllt ansehen und konnte dem lärmenden Treiben den Rücken kehren! Eben schritt am Arme eines weißbärtigen Dogen eine Maske vorüber, die plötzlich ihren Begleiter freigebend, rasch auf ihn zutrat und flüsternd fragte: „Weshalb so einsam, stolzer Sohn Hispaniens?“ Es war eine graziöse Gestalt, vom Kopfe bis zur zierlichen Fußspitze in eine lustige schwarze Gazewolke gehüllt, durch welche die schön geformten Schultern und Arme blendend weiß schimmerten. Auf einer Fülle goldblonder Locken saß ein mit Silberfittern überfülltes schwarzes Schneebenhäubchen, auf dem sich ein Strauß langstieliger dunkelrother Mohnblumen in die Höhe richtete. Wer war die Fragerin? Eine Bekannte sicherlich. Vielleicht Schwester Kathinka? Aber nein, die hatte nicht diese graziösen Bewegungen, den schwebenden Gang. Nun, man konnte es ja zu erfahren suchen! Und seinen Beobachtungsposten aufgebend folgte Eckhoff dem Paare in das Maskengewühl, zwischen dessen dichtestem Gedränge immer wieder der hochragende Mohn auftauchte. Bald hingen rechts und links an seinem Arme eine niedliche Schäserin, eine lustige Colombine. „Wollen wir nicht ein Schälchen Eis schlürfen?“ „Kannst Du tanzen?“ Aufdringliches Volk! Mit stolz verneinender Kopfbewegung schüttelte Eckhoff die niedlichen Persönchen von sich ab.

„Nur eine einzige Tour! Heute ist Fasching, und der Klosterzwang ist so hart!“ bat ein Mönchlein mit aufgehobenen Händen. Der Caballero wandte ihr den Rücken. Was kümmerte ihn die ihre Klosterregel verleugnende Nonne! Wenn man ein schmerzgepeinigtes junges Weib daheim hat, denkt man nicht an Tanzen. Ob die Arme wohl schlief? — Aber die Hitze ist erstickend und der aufgewirbelte Staub trocknet die Kehle aus, da thut ein kühler Tropfen gut. Merkwürdig, wie der edle Nebensaft die abgespannten Lebensgeister anregt! Da fällt ihm ein eleganter Fächer vor die Füße. Galant bückt er sich danach — und ein feuriger Dankesblick lohnt ihn. Ah, eine Landsmännin, eine glutäugige „Donna Anna“ von üppigen Formen, und kaum weiß er selber, wie es geschieht, hat „Don Juan“ sie umfaßt und fliegt mit ihr über das spiegelglatte Parlett. Als er hochathmend seine Tänzerin aus dem Arm läßt, fühlt er seine Schulter berührt. Die schwarze Maske mit dem rothen Mohn steht vor ihm und erhebt warnend den Finger. Einen Moment flucht er, aber schon hat er an der lustigen Mummerei Geschmack gefunden, und kühn streckt er die Hand nach der zierlichen Gestalt. Doch blitzschnell schiebt sich diese zwischen zwei daherwandelnde Dominikaner und „Don Juan“ hat das Nachsehen. Wer ist das reizende Geschöpf? Dies herrliche Blondhaar, wem könnte es gehören? Im Fluge geht er den Kreis seiner Bekannten, seiner Praxis durch. Halt, jetzt glaubt er es zu wissen: die junge Frau des Malers, die entzückende junge Schwedin, die ein so allerliebsteß gebrochenes Deutsch spricht. Wie, sollte die sich für ihn interessieren? Ein angenehmes Empfinden überkommt ihn bei dem Gedanken. Nun, er wird sich Gewißheit darüber verschaffen! Wah, es ist ja nur zum Scherz, und Tilbe, wenn er es ihr erzählt, wird sich darüber amüsiren. Heute ist Karneval, und Philister kann man das ganze Jahr lang sein. Was, ein Briefchen drückt ihm ein zierlicher Page in die Hand? Ei, die Sache wird jetzt pikant! „Um 10 Uhr im Wintergarten“, liest er. Donnerwetter, eine Bestellung zum Rendezvous! Ob er hingetht? Um zehn Uhr hat er wieder bei seiner Frau sein wollen. Zu dumm; man sollte solche voreilige Versprechungen niemals geben! Aber auf eine halbe Stunde kommt es ja nicht an, und man möchte doch gern wissen, was hinter der Sache steckt. Wahrhaftig, das Herz schlägt ihm schon etwas rascher!

„Habe ich Dich endlich erwischt, alter Junge? Hast Dich ja verteuftelt schneidig gemacht, „Don Juan“ vom Scheitel bis zur Sohle. Aber wo hast Du Deine „Berline“?“ Mit diesen Worten legt ihm ein behäbiger Holländer lachend die Hände auf die

Schultern. Der Angeredete ist von der Begegnung mit dem Schwager nichts weniger als angenehm überrascht.

„Sieh da, Du, Karl, famos! Treffen uns nachher bei einem Glase Bowle. Jetzt entschuldige, sehe soeben da vorn den Professor!“ Kopfschüttelnd blickte der biedere Mynheer dem Davoneilenden nach, der vergnügt ein Schnippchen schlägt. Um Familie zu simpeln, hat er jetzt, wo ein kleines galantes Abenteuer ihn erwartet, wahrhaftig weder Lust noch Zeit. Der „Wintergarten“, in welchen man den letzten in der Reihe der Festsäle verwandelt hat, scheint übrigens das bevorzugte Terrain für minnigliche Schäferspiele zu sein, denn unter Myrtengesträuch und blühenden Kamelienbäumen schälern überall zärtlich flüsternde Pärchen. Eckhoff läßt den Blick umher gleiten: also hier erwartet man auch ihn? Wah, es wird eine lustige Mystifikation sein, denn von den anwesenden Masken allen scheint keine von ihm Notiz zu nehmen. Da steht plötzlich an seiner Seite der rothe Mohn. Wie es ihn elektrisirend durch und durch fährt! Galant reicht er der zierlichen schwarzen Gestalt den Arm, die mit ihm auf ein lauschiges Plätzchen in einer Grotte zuschreitet.

„Du kennst mich, schöne Maske?“ fragt er etwas bekümmert und drückt den Arm, der leicht in dem seinen liegt, ein wenig fester an sich. Sie nickt.

„Aber auch ich möchte Dich kennen,“ fährt er fort, „willst Du nicht die neidische Maske vor Deinem gewiß holden Antlitz ein wenig lüften?“ Doch sie schüttelt den Kopf.

„Gut, so wollen wir plaudern. Erzähle mir von Deiner Heimat, daß ich wenigstens Deine süße Stimme höre! Wie, Du willst auch das nicht?“ Jetzt ist der Frager seiner Sache gewiß: es ist die reizende junge Schwedin, die nicht plaudern mag, weil sie sich zu verrathen fürchtet. O, wenn sie wüßte, daß sie trotzdem von ihm erkannt ist! Doch er wird sich hüten, sie es merken zu lassen. Vorsichtig legt er den Arm um ihren Nacken — und sie läßt es geschehen. Jetzt ein leiser Kuß auf die Schulter, die so alabasterweiß durch den schwarzen Spitzenstoff schimmert — und sie fährt nicht zurück. Spielend hat sie ihm den Handschuh abgestreift und betrachtet feufzend den glatten goldenen Reif an seinem Ringfinger. „Don Juan“ wird kühner. Dem ersten schüchternen Kuß folgt ein zweiter, dritter wärmerer, während sie leise lachend ihm den Trauring vom Finger dreht, ihn über den schwarzen Florhandschuh an die eigene kleine Hand schiebt und ihm diese dann tichernd zur Befichtigung hinhält. Plötzlich ein erschrecktes Aufhorchen zur Seite, ein halbunterdrückter Schrei, und fort ist sie, bevor „Don Juan“ sich noch recht besinnen kann. Aber jetzt ihr nach! Da ist sie! Dort eilt sie hin! Zum Henker, was fällt dem lang bezopften Sohne des himmlischen Reiches ein, sich ihm breitspurig in den Weg zu stellen? Und im Nu haben auch andere Masken ihn lachend umringt, als er sich aber in höchstem Aerger Bahn gebrochen hat, ist der rothe Mohn ihm aus den Augen. Was hat das süße Geschöpf erschreckt? Wo ist sie hin? Hastig durchheilt er alle Säle — die Gesuchte ist wie vom Erdboden verschwunden. Und nun schlägt es schon elf, er darf seine Frau daheim nicht länger warten lassen. Aber sein Trauring? Zu fatal! Was soll er ihr sagen, wenn Tilbe ihn vermißt? Ihr vorlügen, daß er ihn verloren? Pfui, das ist gemein! Und ihr die Wahrheit sagen? Frauen sind oft unberechenbar. Enttäuscht, geärgert und — besorgt, begiebt er sich auf den Heimweg. Der Korridor in der Wohnung ist noch erleuchtet und vorsichtig betritt er das Schlafzimmer. Aber sieht er denn recht? Das Bett seiner Frau ist unberührt. So hat sie auf ihn gewartet, während er mit einer hübschen Maske galant geschertzt? Fast schämt er sich. Was aber bedeutet das? Auch die anderen Zimmer leer. Stürmisch, als ob das Haus brenne, klingelt er dem Mädchen.

„Wo ist meine Frau?“ herrscht er jene an, die — nur nothdürftig bekleidet — bestürzt herbeieilt. Die Gefragte traut ihren Ohren nicht. „Die Frau Doktor? Jesses, die hat mich doch zu,



Bett geschickt, weil sie selber sich niederlegen wollte!" Und rathlos ringt das Mädchen die Hände. Mit einem male stößt sie ihren Herrn an. „Da — da sehen der Herr Doktor doch selber; der ganze Maskenstaat ist ja fort!" Jener faßt nach seinem Kopfe: seine Frau statt mit verbundenem Gesicht im Bett — als „Berline“ auf dem Maskenball! Und dabei fährt es ihm durch den Sinn: wie, wenn die ganze Leidensgeschichte nur erfunden gewesen wäre? Wenn Tilbe nur deshalb so auf seinem Fortgehen bestanden, weil sie ihn, den völlig Ahnungslosen, zu beobachten gedachte? Dem Manne wurde schwül zu Muth, als er sich jetzt sein Thun und Treiben während der letzten Stunde vergegenwärtigte. Doch daran war nun nichts mehr zu ändern. Jetzt hieß es, sofort in die Festfälle zurückkehren, seine Frau suchen und wenn möglich versöhnen. Wo aber sollte er sie schließlich unter den Tausenden von Masken noch finden? Spanierinnen in Menge waren ihm begegnet — die „Berline“, welche er suchte, aber nicht. Horch, dort, wo in einer Ecke die Pfropfen besonders lebhaft knallen, ist das nicht der kräftige Paß seines Schwagers? Und neben diesem der nämliche hübsche Page, der ihm vorhin das Billetdoux in die Hand gedrückt — Schwester Kathinka? Die schwarze Maske aber mit dem rothen Mohn, die ihm den Rücken zuehrt —

„Kommst Du endlich, edler Don?“ hörte der Bestürzte in gleichem Augenblicke sich anrufen.

„Ich suche meine Frau, hast Du eine Ahnung, wo ich sie finden kann?“ Wie erregt das klingt! Schwager Karl schlägt auf den Tisch, daß die Gläser aufhüpfen. „Heiliger Bacchus, hat man schon so etwas erlebt? Tilbe, schönste Schwägerin, drehen Sie sich doch gefälligst einmal um!“

Als hätte er den „steinernen Gast“, nicht aber ein rosiges Frauenantlitz erblickt, steht „Don Juan“ da.

„Tilbe!“ das ist alles, was er hervorbringen kann.

„Bist mir freilich der Schönste, der, während er eine kranke Frau daheim hat, zu einem Rendezvous geht und sich von einer Unbekannten den Trauring vom Finger ziehen läßt,“ schilt jene in gemachtem Borne, „zur Strafe dafür wirst Du auch nie wieder ohne Aufsicht einen Maskenball besuchen!“

„Und Du auch bei den gefährlichsten Zufällen keinen ärztlichen Beistand wieder erhalten!“ entgegnet jener, dem allmählich die Sprache zurückkehrt, mit frohem Lachen. „Aber schlimmste der Evasstöchter, nun beichte: woher nahmst Du dies Kostüm, das Dich allerdings entzückend kleidet?“

„Aus dem nämlichen Schranke, worin jetzt das der „Berline“ hängt.“

„Und diese reizenden blonden Locken?“

„Sind eine Perrücke.“

„O Du grundgütiger Himmel, bewahre alle armen Ehemänner vor der Hinterlist ihrer Frauen!“

„Und alle armen Frauen vor der Untreue ihrer Männer!“

Ein Beifallsturm bricht in der fidelen Ecke los. „Hoch Frauenlist! Hoch Mannestreue! Hoch Prinz Carneval!“ Und der Sekt schäumt, und lustig klingen die Gläser zusammen.

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Umstellräthsel.

Berlin — Chamonix — Frankfurt — London —  
Magdeburg — Modena — Parma — Wiesbaden.

Die vorstehenden Ortsnamen sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten u. s. w. im Zusammenhang den Namen einer bekannten französischen Stadt ergeben.

### Bilderräthsel.

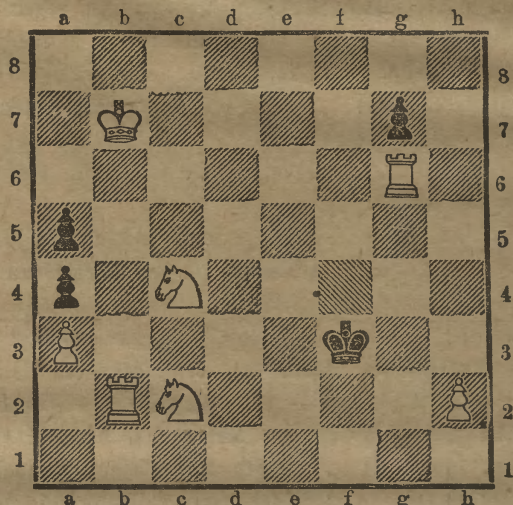


### Anagramm.

1 2 3 4 bringt schnell von hinten,  
Zumal beim Pferde schätzt man's sehr.  
Ein stolzer 4 3 2 1 sicher  
Ist jedes Zünglings heiß Begehr.

### Schachaufgabe.

Von Fr. Dubbe (+) in Rostock.



Weiß.

(7+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Museum antiker Gemälde.

### Auflösung des Abstrichräthfels.

Robe, Bart, Stumpf, Uran, Stern, Band, Kralle, Gase, Eile, Num.  
Die gestrichenen Buchstaben ergeben: Barbarossa.

### Auflösung des Akrostichon.

a. Rosen, Ohr, Seil, Magen, Alba, Rock, Iran, Dame.  
b. Rosen, Ohr, Seil, Magen, Alba, Rock, Iran, Name. Rosmarin.

### Auflösung der Pyramide.

I  
E I  
E L I  
L I R E  
L E I E R  
B I E G E L

### Auflösung des Entwicklungsräthfels.

Beate, Blüte, Blitz, Friß.

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a7; b10, D, 8, 7; c10, D, 8, 7; dA.  
M. a, b, c, dB, aA; bK; cK; d10, K, 9.  
S. a10, K, D, 9, 8; b9; c9; dD, 8, 7.  
Skat: bA; cA.

Spiel:

Der Spieler bekommt, wie auch gespielt werden mag, 3 Stiche: dA, 9, 7 (+11); b10, K, 9; (+14); c10, K, 9 (+14). Mit den 22 Augen des States hat der Spieler Jonach 61.

Richtige Lösungen gingen ein von: Otto Groffe, Ludwig Grundmann, Georg Schaffstädter, Friß Bekinna, Friß Ott, Clara Neumann, Alfred Hesse, Herbert Leue, Friedel und Oswald Beetz, Hans Pike, G. Jasiak, Fiedler, Reiß, F. Bock, Erna Unger Bromberg, Hugo Hoffmann Labischin, Martha Schulz, Arthur Lüdke, Julius, Otto Golombel, Alfons Teske, Willi Pozorski, Hans Köhl, Karl Israelowicz, Herbert Mauseberger Bromberg, Carl Haase Schleusenau, Balduin Moldt, Friß Timm, Theodor Bormann, Paul Rex, Bruno Reiß, Schlegel Bromberg, Frieda Rau Prinzenhal, Willi und Bertha Beher Rafel, Friß Kroner, Herbert Dargel Bromberg.